

Artur Czastkiewicz

Erfahrungsbericht von einem Priester der in Teilzeit in Pfarrei und Mission arbeitet.

Ich möchte Sie alle ganz herzlich begrüßen. Am Anfang möchte ich mich ganz herzlich für diese Einladung bedanken. Ich danke ganz besonders Herrn Marco Schmid von Migratio für sein Vertrauen und dafür, dass er den Mut hatte, einen so jungen Priester wie mich zu einer Diskussion über ein sehr wichtiges Thema: die multikulturellen Pfarreien einzuladen. Ich bin mir bewusst, dass in diesem Saal viele anderssprachige Missionare und Seelsorger mit grösserer Erfahrung anwesend sind. Ich weiss auch, dass Personen gekommen sind, die seit sehr vielen Jahren in der Migrantenseelsorge engagiert sind. Ich habe mich aber trotz meiner Zweifel, die ich Herrn Marco Schmid dargestellt habe, entschieden, Ihnen über meine Erfahrung in der Seelsorgearbeit mit den Schweizern und Polen in der deutsch-romanischen Schweiz zu berichten.

Damit es für Sie leichter ist, die von mir besprochenen Fragen ganzheitlich zu betrachten, beschloss ich, meinen Erfahrungsbericht in drei Teile zu gliedern. Im ersten Teil werde ich die Anfänge meiner Arbeit in der Katholischen Polenmission in der französischsprachigen Schweiz und meine Bemerkungen bezüglich der Missionsarbeit in der Polenmission präsentieren. Im zweiten Teil erzähle ich über ein gemeinsames Projekt der Katholischen Polenmission und des Bistums Lausanne Genf und Fribourg: polnischer Seelsorger, der in der Schweizer Pfarrei arbeitet und gleichzeitig als Aushilfspriester in der polnischen Seelsorge tätig ist. Im dritten Teil möchte ich die Fortsetzung dieses Projekts in der deutschsprachigen Schweiz, in etwas anderer Form vorstellen: selbstständiger Seelsorger mit Daueraufenthalt in Zürich, der die Missionsarbeit koordiniert und gleichzeitig als Aushilfspriester in der Schweizer Pfarrei arbeitet. In der Zusammenfassung, befinden sich meine Bemerkungen.

Nach 9 Monaten Arbeit in einer polnischen Pfarrei, kam ich im Oktober 2007 in die Schweiz. Das Ziel meines Aufenthalts in der Schweiz war das Studium an der Universität in Fribourg und die Unterstützung der Seelsorge der Katholischen Polenmission.

Das war eine Zeit von sehr schwierigen Veränderungen für die Katholische Polenmission, die, dank dem Engagement und der Erfahrung des neuen Rektors, Herrn Slawomir Kawecki, erfolgreich gemeistert werden konnten und zu einer positiven Entwicklung geführt haben. Ich muss zugeben, dass die Anfänge sehr schwierig waren. Drei Seelsorger für die polnischen Migranten der ganzen Schweiz (Priester Slawomir Kawecki als Leiter, Priester Krzysztof Zadarko in Zürich und ich im französischsprachigen Teil der Schweiz) mussten 18 Seelsorgezentren betreuen. Manchmal umfasste die Reiseroute der Sonntagsgottesdienste 250 bis 300 Kilometer. Ganz am Anfang, nach einer sehr kurzen Zeit der Eingewöhnung begann ich die Arbeit in den Seelsorgezentren Fribourg/Marly, Sitten, Lausanne, Genf, St. Genis – Pouilly. Später engagierte ich mich unregelmässig als Aushilfspriester in Bern und Biel/Bienne. Von diesen Seelsorgezentren und von der Zusammenarbeit mit den Schweizer Pfarreien kommen meine Erfahrungen aus diesem Zeitabschnitt. In Genf leitete ich zusätzlich bei der Ständigen Vertretung der Republik Polen bei den Vereinten Nationen in Genf die Katechese für Kinder von Personen, die sich vorläufig in der Schweiz aufhielten (das Niveau von der Grundschule bis zum Lyzeum). Ähnlich war es in St. Genis, wo sehr viele polnische

Wissenschaftler wohnen, die mit der Großforschungseinrichtung CERN verbunden sind. Das war eine wunderbare Erfahrung für mich. Ich betreute die Katechese von Kindern, die Polnisch sprachen, aber in unterschiedlichen Kulturen und Sprachen erzogen wurden. Alle Kinder nahmen gleichzeitig an der schweizerischen Katechese teil. Um eine Brücke zwischen diesen zwei Welten zu bauen, erwartete man von dem Seelsorger nicht nur die Sprachkenntnisse und die pädagogischen Fähigkeiten, sondern vor allem die Kenntnis des Lebens in der Mutterpfarrei- ich meine hier die schweizerische Pfarrei. Die Seelsorger müssen über die Probleme in der Schweizer Pfarrei orientiert sein, die Strukturen und die Richtung der Seelsorge kennen. Ich habe damals diese Faktoren nicht berücksichtigt. Bei meiner Arbeit in diesen Seelsorgezentren verlief die Zusammenarbeit mit den Ortspfarreien sehr gut. Das bedeutet nicht, dass es keine Probleme und Spannungen gab. Ich denke übrigens, dass die gegenseitige Zusammenarbeit zwischen Pfarrei und Mission ohne Vermeidung von kleinen Problemen unmöglich ist. Es ist so wie in einer Familie. Sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite bereitete die Sprachbarriere große Schwierigkeiten. Die seelsorgerlichen Herausforderungen waren riesig und umfassten: Probleme der Gläubigen mit der Eingewöhnung und Integration in der Schweiz, Einsamkeit, Katechese, Arbeit mit der Jugend, Mangel an Personal und Räumlichkeiten. Die Verhältnisse in der Ortspfارrei verlangen von dem Seelsorger ein großes Engagement, Offenheit, große Flexibilität, Kreativität und viel Verständnis. Zweifellos sind die Sprachkenntnisse, Kenntnisse der Kultur der eigenen Nation und des Landes, in dem man arbeitet, unentbehrlich. Der Seelsorger, der in der Mission arbeitet, kann ohne Beziehungen zur Ortskirche seine Mission nicht gut erfüllen und seinen Gläubigen bei der Integration in der neuen Realität, in der sie sich befinden, nicht helfen. Im gewissen Sinne kann das zur Entstehung des neuen religiösen Ghettos beitragen. Eine große Rolle spielt hier, meiner Meinung nach, die pastorale Ausbildung und Vorbereitung in Hinsicht der Migrationsseelsorge, während des Theologiestudiums.

Die Situation, in der ein Seelsorger von Fribourg nach Genf oder Lausanne fahren und unnötige Distanzen überwinden muss, wirkt sich schlecht auf seine Gesundheit und die Qualität seiner Arbeit aus. Als Lösung dieses Problems wurde ein gemeinsames Projekt von Monsignore Remy Berchier vom Bistum Lausanne, Genf, Fribourg und von Priester Slawomir Kawecki vorgeschlagen: der polnische Seelsorger sollte Administrator der Pfarrei St. Clothilde und Sacre Coeur in Genf sein und gleichzeitig bei der Katholischen Polenmission aushelfen. Die Arbeitspensumaufteilung sah folgendermassen aus: 25% Schweizer Pfarrei, 25 % Mission, Wohnsitz in Genf bei der Pfarrei. Die Kirche, in der Gottesdienste zelebriert wurden, befand sich in der Nachbarspfarrei (drei Minuten Autofahrt). In der Praxis begann damals für mich ein ganz anderer Zeitabschnitt meiner Seelsorgearbeit. Ich wurde durch diese Situation gezwungen, die Struktur der Schweizer Pfarrei kennen zu lernen.

Ich brauchte vor allem eine riesige sprachliche Unterstützung. Am Sonntag musste ich nicht nur eine Predigt in meiner Muttersprache halten, sondern zwei zusätzliche Predigten in der Fremdsprache vorbereiten, die nicht nur die Kultur, Mentalität, Tradition der Gläubigen miteinbezieht, sondern auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten berücksichtigt. Man braucht Zeit, um sich einer solchen Herausforderung zu stellen. Sehr wichtig ist es, dass man von einer kompetenten Person in das Leben der Pfarrei eingeführt wird. Ich werde das ausführlicher in meinen Schlußfolgerungen besprechen. Durch den Aufenthalt in der Schweizer Pfarrei konnte ich in kurzer Zeit alle kennen lernen, die in der Seelsorge in meinem Dekanat engagiert sind. Natürlich habe ich an allen Treffen teilgenommen. Das erlaubte mir auch die Seelsorgesituation der Ortskirche und der Pfarrei, in der ich arbeitete, besser kennen zu lernen und viele Spannungen hinsichtlich der Missionsarbeit zu vermeiden. Ich fühlte mich nicht wie auf einer einsamen Insel in der Schweizer Kirche. Zwischen unseren

Gemeinschaften entstand eine bessere Kommunikation und kulturelle Barrieren würden überwunden. In der Schweizer Pfarrei arbeitete ich mit Senioren, hatte zwei Gottesdienste während der Woche und zwei am Wochenende, leitete die Beerdigungen, spendete Taufen, koordinierte Katechesen und Gelegenheitsandachten und erfüllte meine Pflichten als Pfarreiadministrator. Mit der Zeit wurde mir von der Seite der Schweizer Pfarrei vorgeschlagen, dass ich den Teil meiner Missionsarbeit (Sitzungen), individuelle Katechesen oder Gespräche in die Ortspfarrei meines Wohnsitzes übernehme. Sowohl Polen als auch Schweizer begannen sich füreinander zu öffnen. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich in polnischen Gottesdiensten Schweizer meiner Pfarrei und umgekehrt. Die guten Ergebnisse in Genf erlaubten die Bemühungen um die Entwicklung des erwähnten Projekts in Zürich zu beginnen. Die Ernennung von Priester Krzysztof Zadarko in Zürich zum Bischof in Koszalin (Polen) und mein gleichzeitiger Unfall, trugen dazu bei, dass mir die Fortsetzung der Arbeit, die ich in Genf begonnen hatte, zufiel.

Gleichzeitig begannen Polen gemäß dem Genfer Modell die Arbeit in Genf, Lausanne und anschliessend in Chateau d'Oex. Ich denke, dass es ein großer Erfolg war. Vor allem kann Lausanne als ein gutes Beispiel der fruchtbaren Zusammenarbeit von Mission und Pfarrei angesehen werden.

Zu diesem Zeitpunkt habe ich begonnen, in Zürich zu arbeiten. Am Anfang war ich zusätzlich verantwortlich für Winterthur, Zug und St. Gallen. Diese Seelsorgezentren übernahmen allmählich andere Seelsorger, die zur Mission gekommen waren. In Herz Jesu Zürich-Wiedikon bin ich zu 50% als Vikar angestellt. Mit der Ankunft des neuen Gemeindeleiters Ronald Jenny konnte ich die von Priester Krzysztof Zadarko begonnene Arbeit fortsetzen.

Die Zusammenarbeit umfasste am Anfang gemeinsame Gespräche und das Kennenlernen der Struktur der Pfarrei und Mission. Auch das Pfarreiteam nahm von Zeit zu Zeit an den Andachten in polnischer Sprache teil. Der gemeinsame Tag der Völker, der in der Pfarrei in den Jahren 2010 und 2011 organisiert wurde, waren Gelegenheiten zum gemeinsamen Kennenlernen und erweckten ein immer größeres Interesse der Gläubigen. Es wurden auch gemeinsame Ausflüge mit Ministranten nach Luzern und Zug organisiert, an denen insgesamt 20 Personen teilgenommen haben. Die Schweizer Ministranten helfen mir manchmal beim Coaching meiner polnischen Ministranten. Das trägt zur Entwicklung der Freundschaft und des Respekts bei. Der Schweizer Pfarreirat schlug vor, dass die Vorsitzenden des polnischen Pfarreirats gleichzeitig zu Mitgliedern ihres Rats werden. Wir haben gleichzeitig die Zahl der gemeinsamen Andachten in der Zeit der Feste und Feiertage reduziert. Das sind Punkte, in denen wir uns wegen unserer Tradition unterscheiden und wo auch der Sprachunterschied ein Hindernis beim Erleben der Feiertage ist. Dienstags haben die Polen eine Möglichkeit am Gottesdienst auf Deutsch teilzunehmen. Anschliessend leite ich das Formationstreffen auf Polnisch. Vorher gab es zwei getrennte Gottesdienste. In Herz Jesu Kirche gibt es am Freitag eine gemeinsame Andacht auf Deutsch und auf Polnisch mit der Gelegenheit zur Beichte in beiden Sprachen (daran nehmen ca. 80 Personen teil). Viele Personen von der Pfarrei und Mission kennen sich. Oft sehe ich, dass sie miteinander sprechen. Natürlich ist die Kommunikation zwischen der Mission und Pfarrei problemlos. Das passiert vor allem dank der Offenheit und Herzlichkeit von der Seite des Gemeindeleiters Ronald Jenny.

Das sind die wichtigsten Früchte dieses Projekts und die Beschreibung unserer Missionsarbeit. Ich fühle mich eigentlich als Fortsetzender der Arbeit von Bischof Krzysztof Zadarko und Herrn Rektor Slawomir Kawecki. Ich möchte betonen, dass ohne die Freundlichkeit der Ortskirche und ohne die Unterstützung durch Monsignore Remy Berchier aus Fribourg, Dr. Joseph Annen, Monsignore Luis Capilla und Dekan René Berchtold aus Zürich und durch das ganze Personalteam des Generalvikariats Zürich, meine Arbeit

unmöglich wäre. Ich möchte mich auch bei Herrn Marco Schmid von Migratio für seine Hilfe bei unseren Unternehmungen bedanken. Dank ihrer Unterstützung und ihrem Engagement konnte ich zuerst in Genf dann in Zürich ruhig arbeiten.

Praktische Schlussfolgerungen aus diesen 4 Jahren der Seelsorgearbeit präsentiere ich in den folgenden Punkten mit einem kurzen Kommentar. Ich benenne keine einzelnen Pfarreien, weil diese Erfahrungen von allen Seelsorgezentren auf dem Gebiet der Pfarrei stammen.

1. Der Seelsorger muss sich bewusst sein, dass er das Evangelium verkündet und nicht die eigene Kultur. Aber auf der anderen Seite soll er die Brücke zwischen der Pfarrei und Mission bauen und nicht die Sitten und Bräuche der eigenen Kultur aufheben. Das liegt nach meiner Überzeugung nicht in seiner Kompetenz.
2. Der Seelsorger, der für die beiden Gemeinschaften arbeitet, soll die Ortssprache fließend kennen. Die Sprachkenntnisse sind nicht ausreichend, führt das zu unnötigen Stress und Frustration auf beiden Seiten. Besonders am Anfang der Arbeit entstehen in der Schweizer Pfarrei die meisten Konflikte und Missverständnisse. Deswegen ist die Unterstützung der Ortskirche nötig. Der anderssprachige Priester ist eine reale Unterstützung für die Ortskirche und oft eine einzige Hoffnung für deren Existenz.
3. Offenheit, Flexibilität, Kontaktfähigkeit, seelsorgerliche Erfahrung werden natürlich vorausgesetzt. Ich denke, dass die Persönlichkeit des Seelsorgers eine entscheidendere Rolle spielt als das Alter.
4. Wichtig sind die entsprechende Vorbereitung und Einführung in die Pflichten in der neuen Pfarrei. Die Einführung nur durch den Sakristan bringt wahrscheinlich keine guten Ergebnisse. Man muss die Geschichte der Pfarrei, der Mitarbeiter, der Administration und die geltenden Regeln kennen. Es erscheint angemessen, dass diese Einführung vom Ortsdekan und Gemeindepräsidenten durchgeführt wird. Ich wurde zur Einführungsveranstaltung in einer Diözese erst nach einem Jahr meiner Seelsorgearbeit in der Mission und Pfarrei eingeladen. Das war viel zu spät. Zu dieser Zeit hatte ich schon alle möglichen administrativen und kulturellen Fehler begangen. Die Unkenntnis der Regeln des dualen schweizerischen Systems führt zu vielen Konflikten.
5. Sowohl die Ortspfarrei als auch die Mission können ihre Tätigkeiten gegenseitig nicht einschränken. Aus diesem Grund erscheint die schriftliche Regelung der Kompetenzen als unentbehrlich. Es kann nicht sein, dass die Pfarrei sagt, dass sie nicht will, dass man zu viel Zeit der Mission widmet. Hier erwartet man viel Flexibilität von beiden Gemeinschaften. Es ist auch nicht so, dass jede Mission sich verbinden lässt. Am einfachsten lässt es sich im Fall der kleineren Seelsorgezentren verwirklichen.
6. Das Pfarreiteam muss den Seelsorger unterstützen und ihm auf keinen Fall Verordnungen machen. Als positives Beispiel möchte ich die Pfarrei Herz Jesu in Zürich erwähnen. Wir sind alle etwa im gleichen Alter und bemühen uns, soweit es möglich ist, zusammen zu Mittag zu essen und mehr privat als amtlich zu sprechen.
7. Die Pfarrei soll auch nicht danach streben, die Mission zu dominieren und sie in gewissem Sinne aufzusaugen. Zu häufig gemeinsam zelebrierte Andachten bringen keine Wirkung, ähnlich wie die Einschränkung der Missionsarbeit, weil die Gläubigen dann nicht kommen. Die Mission darf jedoch die Dankbarkeit der Pfarrei gegenüber für deren Gastfreundschaft nicht vergessen.
8. Man darf den Vikar, Administrator oder den Pfarrer, der gleichzeitig für beide Gemeinschaften arbeitet, mit dem schweizerischen Vikar, Administrator und Pfarrer nicht vergleichen. Das ist nicht dasselbe. Diese Arbeit verlangt mehr Anstrengung, Engagement, Kreativität und Zeit. Das ist wirklich eine Art der Seelsorge mit höherem Schwierigkeitsgrad. Man braucht Verständnis und das an die Realität angepasste

Pflichtenheft, um Situationen zu vermeiden, in der zum Beispiel der Priester an allen möglichen Treffen teilnimmt oder Dokumente unterschreiben muss und während der Woche kein Gottesdienst, sondern nur noch ein Wortgottesdienst stattfindet. Aber man darf auch den Priester nicht auf die Rolle des Sakramentenverwalters zurückführen. Wenn er gut in der Lokalsprache spricht, kann die Arbeit mit der Jugend, oder mit den Ministranten sehr fruchtbar werden. Wir dürfen nicht vergessen, dass in der Beziehung zwischen der Pfarrei und der anderssprachigen Mission die Pfarrei selbst kulturell sehr vielfältig ist (die Schweizer mit der italienischen, tschechischen, kroatischen oder tamilischen Herkunft).

9. Die Prozentaufteilung des Arbeitspensums hängt von der Missionsgröße, von ihren seelsorgerlichen Bedürfnissen und der Grösse der Region ab, in der Gläubige betreut werden sollen. 10.
10. Da sowohl die Administrationsstruktur, als auch die Mentalität und Seelsorge in jedem Kanton anders sind, ist es schwierig zu sagen, welche Funktionen der Priester erfüllen soll. Ich habe Erfahrungen als Administrator und Vikar gemacht und glaube, dass jede Pfarrei in Abhängigkeit ihrer Bedürfnisse ihr eigenes Modell erarbeiten muss.
11. Die Pfarrei und Mission müssen die Vision der Glaubensgemeinschaft in der multikulturellen Gesellschaft klar formulieren und allgemein akzeptieren.
12. Der Missionar braucht mehr Nachsicht und Herzlichkeit. Wir arbeiten in einer Kirche und für eine Kirche, aber in zwei unterschiedlichen Strukturen.

Am Ende möchte ich unterstreichen, dass das begonnene Projekt immer im Umbau ist. Für die Schlußresultate muss man mit Sicherheit noch warten. Viele Angelegenheiten müssen detailliert erarbeitet werden. Weiter lassen sich Personalmängel bemerken. Die Zahl der polnischen Migranten ist gewachsen. Ich denke, dass in diesem Fall wir auf dem guten Weg sind. Ich möchte mit dem Zitat aus dem ersten Brief an Korinther (1 Kor, 12, 12-13) abschliessen:

„Denn wie der Leib eine Einheit ist, doch viele Glieder hat, alle Glieder des Leibes aber, obgleich es viele sind, einen einzigen Leib bilden: So ist es auch mit Christus. Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt.“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!